

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Bernhard, Thomas  
**Der Wahrheit auf der Spur**

Die öffentlichen Auftritte  
Herausgegeben von Wolfram Bayer, Raimund Fellingner und Martin Huber

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 4337  
978-3-518-46337-6

suhrkamp taschenbuch 4337

Wenn Thomas Bernhard sich öffentlich äußert, drängt sich der Eindruck auf, er verhalte sich wie die Hauptpersonen in seinen Romanen und Theaterstücken: Da wird die Welt zum Katastrophenroman und zum sinnlosen Schauspiel, in dem Bornierte und Böswillige, Nichtwisser und Nichtköpfer agieren, die es in gerechtem Zorn und kunstvoller Übertreibung anzuklagen und zu verurteilen gilt. Deshalb konnte es nicht ausbleiben, daß Bernhards Interventionen ständig von Skandalen begleitet wurden.

Thomas Bernhard, geboren 1931, starb 1989 im oberösterreichischen Gmunden. Zuletzt sind im Suhrkamp Taschenbuch von ihm erschienen: *Meine Preise* (st 4186), *Aus Opposition gegen mich selbst* (st 4211) und *Goethe schreibt* (st 4278).

Thomas Bernhard  
Der Wahrheit auf der Spur

*Reden, Leserbriefe,  
Interviews, Feuilletons*

Herausgegeben von  
Wolfram Bayer,  
Raimund Fellingner und  
Martin Huber

Suhrkamp

Umschlagfoto: IMAGNO/Barbara Pflaum

suhrkamp taschenbuch 4337

Erste Auflage 2012

© Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags  
sowie der Übertragung durch Rundfunk  
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-46337-6

1 2 3 4 5 6 – 17 16 15 14 13 12

Der Wahrheit auf der Spur



Jean-Arthur Rimbaud  
*Zum 100. Geburtstag*

Verehrte Versammlung,  
es heißt, wir e h r e n die Dichter nur, wenn sie tot sind, wenn der Grufdeckel oder der nasse Erdhaufen die endgültige Trennung zwischen ihm und uns herbeigeführt hat, wenn der Schöpfer lyrischer Gedichte in Not und Elend erstickt ist, wenn er, wie es so schön und peinlich in den Nachrufen minderwertiger Geister heißt, s e i n e n Geist aufgegeben hat. Dann findet sich schon, so es Gott will, ein verstaatlichtes Büro, das im Adreßbuch zu blättern beginnt, und das Werk der Nachwelt nimmt seinen Lauf. Es gibt Kränze und »Kränzchen«, und es entwickelt sich ein amüsanter Geschäft zwischen Weinlokal und Ministerium, solange, bis entweder der Akt des Dichters wieder verschwindet, oder man sich zur Herausgabe seines Werkes entschlossen hat. Es gibt Feiern und Pomp, man entdeckt das Pensum des Toten, zerrt es ans Licht – man »veranstaltet« den Dichter –, meist nur, um sich selbst die Langeweile zu vertreiben, für die man schließlich bezahlt wird. Und ist es nicht so (bei uns!), daß nicht der Dichter geehrt wird, sondern der Herr vom Kulturamt, der die Begrüßung vornimmt, der Herr Gedichte-Verwalter, der Schauspieler, der Rezitator? So mancher Hölderlin oder Georg Trakl würde sich im Grabe umdrehen über soviel gemachte, aufgepfropfte Kultur, über soviel Kunstmarktgerede, von dem nichts herauskommt als Schamlosigkeit!

Es geht darum, an Jean-Arthur Rimbaud zu erinnern. Gott sei Dank, daß er ein Franzose war! Glauben wir also an die Kraft und die Herrlichkeit des dichterischen Wortes, glauben wir an das fortdauernde Leben des Geistes, an die Un-



verwüstlichkeit der Bilder (der Totenbilder und der Visionen), wie sie auftauchen zwischen den Blättern von ein paar großen Männern aus den Elementen, wie sie ein Jahrhundert nur ein- oder zweimal hervorbringt. Täuschen wir uns nicht, das Gewaltige, Erregende, Aufwühlende und Beruhigende, das Bleibende, wächst nicht wie der Sauerampfer auf der Sommerwiese! So ein bedeutender Vers, dem der Mensch den Blick in die Tiefe verdankt, kommt nicht alle Tage zustande, nicht jedes Jahr. Es müssen immer etliche Tausend Bücher herausgestampft werden, ehe die Maschine einmal einen solch elementaren Ruck macht, und uns ein, wenn auch nur ein bedeutendes Werk der Weltliteratur liefert. Die immer so an der großen Glocke hängen und tönen bis in die versoffenen Bierstuben, die Zeitschriftendichter und die Exportartikler der Literatur, die es auch zuweilen zum Nobelpreis bringen, sind zumeist nur auffrisiertes Gewäsch und Modefabrikation. In der Literatur kommt es nur auf das Ursprüngliche an, eben auf das Elementare, auf Leute wie Jean Arthur Rimbaud.

Der Dichter Frankreichs war ein wirkliches Element, seine Verse waren aus Fleisch und Blut. Hundert Jahre sind nichts für diesen Meister des Wortes, den unübersetzbaren Rimbaud. Er riß das Leben an sich, unkonventionell, mit der Wurzel, packte es zugleich voll Ehrfurcht und Todessüchtigkeit. Seine Dichtung ist abgeschlossen, mit dreiundzwanzig Jahren klappte er sein Buch zu, sein »Trunkenes Schiff«, seine »Erleuchtungen«, seine »Saison in der Hölle«. Nie mehr rührte er die Feder an, um zu dichten, der Ekel vor der Literatur hatte ihn erfaßt. Aber er war fertig, es war genug. »Absurde! Ridicule! Dégoûtant!« – so wehrte Rimbaud ab, wenn man von seinen Versen mit Bewunderung sprach, und versuchte, ihn der Literatur in Frankreich zurückzugewinnen. Rimbaud wurde am 20. Oktober 1854 in Charleville geboren. Sein Vater war Offizier, die Mutter eine Frau wie jede

andere, bedacht auf das Wohl des Knaben, aber in dem Augenblick mißtrauisch und zurückgezogen, als es in ihm zu gären beginnt, als er mit neun Jahren seine ersten Verse heimbringt von der Schule, seine ersten »Essays«, seine Visionen, seine ersten Dichtungen, die zu den besten Frankreichs zählen. Im Juli 1870 bekommt er einen ersten Preis für die meisterhaften lateinischen Verse, in die er »Sancho Pansas Ansprache an seinen Esel« umgearbeitet hatte. Noch während des Studiums schreibt er für ein Ardennenblatt und greift Napoleon und Bismarck mit gleicher Heftigkeit an. Um die Armut der Menschen zu sehen und zu leiden, wandert er zu Fuß nach Paris, taucht unter in der Menscheneinöde und der Menschenfurcht, und er wirft sich den Gequälten und Nichtshabenden zwischen den einzelnen Boulevards an die Brust. In dieser Zeit sollen seine Haare so lang gewesen sein wie eine Pferdemähne, ein Vorübergehender bot ihm vier Sous an für den Friseur, die er, der »Dichter aus Charleville«, in Tabak anlegt. Dann ist er Zeuge der Revolution in der Babylon-Kaserne, in dem dichten Gemisch der Rassen und Klassen, und feurig ruft er es aus: »Arbeiter will ich sein! Kämpfer!« – Nach achttägigem Kampf erstürmen die Regierungstruppen die Hauptstadt, die gefangenen Revolutionäre, seine Freunde und Genossen, verbluten. Er selbst, der die erste große Erschütterung seines Lebens hinter sich hat, kann wie durch ein Wunder entweichen. Aber in Charleville war er nicht mehr zuhause.

Rimbaud war Märtyrer und »Sozialer«, aber niemals Politiker. Er hatte nichts mit der Politik, der Kunstbefremdung, zu tun und gemein. Er war nichts weniger als ein Mensch, und als solcher rührte ihn die Vergewaltigung des Geistes auf. In Charleville setzte er sich hin und schrieb die feurigen Gedichte »Das trunkene Schiff« – obwohl er das Meer noch nicht kannte –, schrieb »Paris bevölkert sich wieder«, die Orgie, die Anklage gegen das Geschwulst des Hasses,

das Gedicht des Pariser Menschenlasters, alles in ihm war Empörung, und wenn er den Fluß entlangging, »brauchte er Stunden, um sich innerlich zu beruhigen«. Er war siebzehn Jahre alt, als er das wunderbare Versgebilde »Die Armen in der Kirche« niederschrieb, mit »klopfendem Herzen, ganz bei den schmutzigen Kindern, die immer auf die hölzernen Engel schauen und dahinter den Gott vermuten . . .« Rimbaud war Kommunist, ja, aber nicht der, der auf den Champs-Élysées die Paläste anzünden wollte, sondern ein Kommunist des Geistes, ein Kommunist seiner Lyrik und seiner bildhaften Prosa.

Als er Verlaine, dem einzigen lebenden Dichter Frankreichs, den er verehrte, seine Verse schickt, antwortet ihm dieser mit dem klassisch gewordenen Satz: »Venez, chère grande âme!« – Und wie erstaunt ist der »Dichter von Paris«, der in den rauchgeschwängerten Salons wie ein Gott aus und ein ging, als er, anstatt einen »würdigen« Mann, den siebzehnjährigen zerlumpten Jean vor der Wohnungstür findet. Dieser hatte die »Sensation«, das große brennende Gedicht, hinter sich. Ja, das waren Zeiten!

Mit Verlaine begann für Rimbaud eine neue Epoche, es war eine tief freundschaftliche und zutiefst menschliche, und sie waren mitsammen nach England gereist, um London kennenzulernen, die stinkige Luft des größten Hafens der Welt, Mittelengland mit seinen schwarzen Fabriken, waren nach Brüssel gekommen, um sich – auf Zeit! – zu trennen. Verlaine mußte »heim« zu seiner Familie, die er, ohne »Rücksicht«, wie es heißt, eines Morgens verlassen hatte. Wie verschieden waren die beiden Landstreicher, denen es gegönnt war, ohne Paß durch Europa zu streifen, ohne alles, der Flüchtige, immer ausbrechende Rimbaud, vorwärts getrieben von der monumentalen neuen Wirklichkeit, die »es zu verdauen gab in der Prosa«, und der weiche, ihm ganz verfallene Verlaine, der dem Katholizismus, der Rettung, zustrebte, der

ihm die tiefen Dichtungen verdankt, die geheiligten Lieder des ruhenden Menschen, die der geschlagene Mann im Gefängnis niederschreibt, nachdem er den jungen Bruder aus Charleville im Streit angeschossen und schwer verletzt hatte. Verlaine war für Rimbaud der große Dichter, aber weich und süchtig, Rimbaud dagegen hatte sich in Verlaine zum »alleinigen Lebensreichtum außer Jesus Christus« geformt. Man darf es nicht falsch verstehen: Verlaine liebte die poetische Kraft seines »Bruders« und das wunderbar klare Gesicht Arthurs, nicht mehr.

Das Leben der Dichter gehört nicht auf die Straße geschleppt, aber Rimbauds Leben ist so gewaltig, so groß, so abgründig und doch so religiös, wie das Leben eines Heiligen. Er steht vor uns wie seine Dichtung: abscheulich, wahrhaft, schön und von Gott!

Er war in Deutschland Hauslehrer bei einem Stuttgarter Doktor Wagner, streifte durch Belgien und nach Holland. Er ließ sich für die Kolonialtruppen anwerben und erreichte nach siebenwöchiger Überfahrt Java. Aber es war ihm mit dem Militärdienst genauso wenig ernst wie einstmals mit dem Gedanken, »Missionar zu werden, um die Welt zu sehen«. Als er in Niederländisch-Indien an Land ging, schien es, als hätte er sein Ziel erreicht: unerreichbar der abscheulichen Zivilisation zu sein! Er machte sich davon, ging nach Batavia, lebte vom Handgeld, schlug sich durch die neue Landschaft, lebte mit Tieren und Halbidioten zusammen, betrat 1876 ein englisches Schiff, um heimzukehren. Er war für eine Zeit müde geworden. Als man an der Insel Helena vorbeikam, verlangte er, daß man anhalte. Da man seinem Wunsche nicht nachkam, sprang er einfach ins Meer, um hinüberzuschwimmen. Mit knapper Not konnte er, der unbedingt Napoleons Lager habe sehen wollen, wieder an Bord gebracht werden. Genau am 31. Dezember war er wieder in Charleville.

Er war zeitlebens ein Abenteurer, und die Hälfte seines Daseins war er unterwegs. Er hatte sich längst von der Literatur abgewandt, und er schrieb nicht mehr:

»Im Straßenschotter hatt ich meine Schuh zerschnitten,  
acht Tage lang. In Charleroi macht ich halt.  
Im ›Grünen Cabaret‹ begehrt ich Butterschnitten  
und Schinken, der beinah zur Hälfte kalt.

Ich dehnte unterm Tische mit Behagen  
die Füße aus, sah mir die Wände an  
mit ihrer simplen Malerei. O nicht zu sagen,  
als mir die Magd mit ihrem hohen Busen dann,

mit ihrem frohen Blick, mit ihrem Mund, der lachte,  
– die hat vor einem Kuß nicht Angst! – auf buntem Teller  
Butterbrot und warmen Schinken brachte,

so rosaweiß, von Knoblauchduft durchwürzt,  
und dann den Bierschaum, den ein heller  
Spätsonnenstrahl umsäumt, ins hohe Glas gestürzt.«

Er genoß nurmehr. Und er ist wieder in Marseille und verkauft Schlüsselringe, kommt nach Ägypten, kehrt wieder nach Frankreich zurück und schifft sich schließlich als Einkäufer von Kaffee und Parfum nach Arabien ein. Im November verläßt er Arabien und gelangt nach Zeila. In der ersten Dezemberhälfte, nach zwanzigtägigem Ritt durch die Wüste Somali, kommt er nach Harrar, einer englischen Kolonie. Hier wird er Generalagent einer englischen Firma mit einem »Gehalt von 330 Franken, Beköstigung, Reisekosten und 2% Provision«. Bevor er jedoch Aden verlassen hatte, schrieb er seiner Mutter um wissenschaftliche Bücher. Die Kunst war über Bord geworfen, er strebte nach anderen

geistigen Dingen, gleichviel wichtigen, und er studiert im folgenden Metallurgie, Schiffahrtskunde, Hydraulik, Mineralogie, Maurerarbeit, Zimmermannsarbeit, landwirtschaftliche Maschinen, Sägemühlen, Bergmanns-Glaser-Töpfer-Metallgießerhandwerk, artesische Brunnen – alles will er sich zu eigen machen, er hat Hunger wie nie zuvor, selbst als Generalagent! Die Filiale Harrar des Handelshauses gelangt unter des Dichters Rimbaud Leitung zu großer Blüte. Ihm selbst gehen die Geschäfte immer zu schlecht. In seinen Briefen schreibt er von Geld und Gold, das man suchen müsse. Er wird wieder ungeduldig und will nach Tonking, nach Indien und zum Panamakanal. Und er macht nichts mehr als Geschäfte, vielleicht nur, um sich zu betäuben, er handelt mit Kaffee und Waffen, die er ans Rote Meer schickt, mit Baumwolle und Früchten – er hatte Frankreich die schönsten Jugenddichtungen geschenkt. Und voller Unglück schreibt er: »Ich langweile mich sehr, ich habe nie jemanden gekannt, der sich so langweilte, wie ich.«

1890, als er den Wunsch hatte, sich zu verheiraten, spürte er plötzlich eine Art von Gicht in sich, den Schmerz des Körpers, den dieser sturmgepeitschte Mensch bisher nicht kannte. Fern von Frankreich, unter Sklaven und Negern, in der stinkenden Wüste. Das Ende nahte mit Riesenschritten. Er selber schrieb über seine Krankheit: »Das Klima Harrars ist kalt, und ich zog aus Gewohnheit fast gar nichts an, eine einfache Tuchhose und ein Wollhemd, und so machte ich täglich unsinnige Ritte von 15-40 Kilometern durch die schroffen Berge des Landes. Ich glaube, am Knie muß sich ein giftiges Leiden entwickelt haben, hervorgerufen durch Ermüdung, Hitze und Kälte. Tatsächlich hat es mit einem Hammerschlag unter der Kniescheibe begonnen: ein leichter Schlag, den ich alle Minuten einmal spürte . . . Ich ging herum und arbeitete fleißig weiter, mehr als je, denn ich glaubte an eine gewöhnliche Verköhlung . . .« Die Untersu-

chung des englischen Arztes im Hospital in Aden ergab eine weit vorgeschrittene gefährliche Gelenkentzündung. Rimbaud entschloß sich, sich auf einen nach dem Mittelmeer abgehenden Dampfer bringen zu lassen.

In Marseille wird sein Bein amputiert. Die alte Madame Rimbaud ist bei ihm. »Ich bin ein Krüppel«, schreibt er verzweifelt, »was kann ein Krüppel der Welt nützen? Lieber den Tod, nach all dem, was ich schon ertragen habe ...« Das schreibt er nach monatelangen Qualen, die ihn aufs Bett warfen. Er leidet an Krebs. Am 23. Juli ließ er sich, wie es seine Schwester beschreibt, zur Familie nach Roche bringen, die sich dort angesiedelt hatte. Dort hoffte er, endgültig Ruhe und Schlaf zu finden. Es war 1891. Das Getreide war erfroren, als er heimkam, und beim Anblick des für ihn eingerichteten Zimmers rief er aus: »Das ist ja Versailles hier!« – Darauf folgten die furchtbarsten Monate seines Lebens. Im Oktober machen sich die ersten Anzeichen des Todes bemerkbar. Noch einmal möchte er aufbrechen, mit einem Bein, nach Indien, oder wenigstens nach Harrar zu den Negeren. Er wird schon auf die Bahn gebracht, in den Zug geschleppt, muß aber auf der nächsten Station wieder heraus. Es war die tiefste Verzweiflung eines Menschen. Im »Hôpital de la Conception« trug er sich unter dem Namen Jean Rimbaud ein. Dann war alles nurmehr Kampf zwischen dem Leben, das er wollte, und dem Tode. Er hat wunderbare Visionen, seine »Illuminations« kehren wieder, seine Erleuchtungen. In der Agonie kehrt der Dichter zurück, plötzlich ist er wieder dort, wo er mit dreiundzwanzig Jahren aufgehört hatte, als er fortlief, wo es ihn anspie aus allen Ecken und Enden, das »Barbarentum der Literatur«, die »Verweichlichung des Intellekts«. Er ist wieder Dichter – auch wenn er nichts mehr schreibt. Er ist wieder da – er war doch nicht fort gewesen, nur in Harrar, in Ägypten, in England, in Java. Es war nur ein Umweg, jetzt sah er die Dichtung aus

Charleville deutlich vor sich und es war ihm bewußt: sie ist g e s c h a f f e n ! Sie senkte sich als wunderbarer Trost auf ihn herab. »Am 10. November, nachmittags zwei Uhr, war er tot«, notierte seine Schwester Isabelle. Der über soviel Gottesfürchtigkeit erschütterte Pfarrer gab ihm den Segen. »Ich habe noch nie einen so starken Glauben gesehen«, sagte er. Dank der Hilfe Isabelles wurde Rimbaud nach Charleville gebracht und mit großem Pomp auf dem dortigen Friedhof begraben. Dort liegt er heute noch neben seiner Schwester Vitalie, unter einem schlichten Marmormonument.

Das Werk Rimbauds war immer von jenen bekämpft, die der Wahrheit keine Ehre geben, und trotzdem beginnt es mit dem glückhaften revolutionären durch und durch dichterischen Schulaufsatz des Neunjährigen »Die Sonne war noch warm ...«, den sein Lehrer und Freund Izambard aufbewahrte. Es zählt zum Gewaltigsten und ist das Ursprünglichste, das je in französischer Sprache geschrieben wurde, alle miteingeschlossen, die Großen, Racine, Verlaine, Valéry, Gide und neuerdings Claudel. Seine Dichtung ist nicht nur französisch, sondern europäisch, es ist Welt-Dichtung, es sind Sprüche und Weissagungen, Empfindungen und Delirien von unheimlicher Zauberkraft.

Man darf Rimbaud nicht zerreden, man muß ihn lesen, wirken lassen muß man ihn als Ganzes wie einen Traum von der Erde, man muß seine Welt betreten, wie er sie betrat, mit schmutzigen Schuhen und mit hungrigem Magen, einmal auf der Straße nach Mézières, dann in Paris, in der Ausweglosigkeit. Man muß, wie Rimbaud selbst, in s e i n e K i r c h e n hineinschauen, sein Werk nicht b e t r a c h t e n , sondern mitleben und mitleiden, einfach anschauen, wie ein Mädchen irgendein Ding anschaut, das ihm in den Weg flattert.

»Morgens um vier im Sommer, dauert / der Liebe Schlaf noch. / Aus den Gebüschten dampfen / Däfte des Festes der



Nacht . . .« So etwas wird selten gesagt und gar nicht gedichtet. Das ist ganzer, erschütternder, einsamer, weltcharakterlicher Rimbaud. Oder »Ophelia«, die zwei Gedichte, die alle Welt in sich eingeschlossen haben und mit ihr Gott. Da ist all das zu finden, was den Heutigen mangelt: Schönheit und Ehrfurcht im wahrsten Sinne, und da ist Verlassenheit und in ihr der ewige und einzige Gott, der große Vater, auch wenn sie ihn noch so aus Rimbauds Versen vertreiben wollen. Um gläubig zu sein, muß man nicht Hostien verschlucken, muß man nicht alle Jahre zweimal beichten. Es genügt, wenn der Mensch ins Antlitz der Welt schaut, tief hinein in seine Mitte – wie Rimbaud. Man soll niemals über die Kirche spotten, aber man darf die schlechten Priester als schlecht bezeichnen und die niederträchtigen Nonnen als niederträchtig. Man muß aber auch den Glanz und die Güte Gottes preisen, wie es Rimbaud getan hat vom Anfang bis zum Ende, mit elementarer Gewalt. Denn was sein Werk so groß macht, das ist seine geschlossene Unförmigkeit. Rimbaud war einfach der erste, der wie Rimbaud schrieb. Er und keiner damals wußte, »daß es nichts ist, aber daß ER ist, und daß ER immer ist«.

Er ist »Shakespeare enfant« – und nicht nur, weil Victor Hugo es gesagt hat. Unvergänglich ist sein »Bateau ivre«, der phantastische Traum. Wo hatte er die Ästhetik hingeworfen? Doch auf den großen, sich gegenseitig auffressenden Abfallhaufen der Literatur, der zu allen Zeiten seinen üblen Parfümgestank verbreitet: Ihm war das Unwirkliche, Gläserne eines späten Rilke fern. Er war keusch und tierhaft zugleich, und die schönsten, empfindsamsten Reflexionen stammen von ihm. Er schrieb nicht auf Büttenpapier, sondern auf stinkende Käsepakete – aber gerade das war nur noch Poesie. Die »Saison in der Hölle« war das einzige Werk, das er selber zu Lebzeiten herausbrachte. Verlaine besorgte nach Rimbauds Tod eine Gesamtausgabe.

Die Dichtung sei ihm nicht mehr gewesen wie ein »Befreiungsversuch«, ein »Ventil für die drängend überschüssige Vitalität«, sagte später Stefan Zweig von ihm. In solche Ströme aber kann man keine bloße Vitalität entladen, Rimbaud nicht, denn sie war ihm keine Zuflucht, die Dichtung, sondern ureigene Heimat. »Religion zwang ihn nie in die Knie«, schrieb derselbe Stefan Zweig (der Rimbaud tief verehrte!). Und doch war seine Literatur eine einzige, freilich weltweite, geschichtlich freie, ungebundene, unverfeinerte, im Schmutz und in den zerrissenen Schuhen triumphierende Religion. Und diese seine Religion brachte ihn auch zu Fall, sie zwang ihn ja in die Knie! – An seiner »Höllensaison« hing sein ganzes Leben, an seinen »Erleuchtungen« hing sein Herzschlag. – Der Reichtum in Harrar nützte nichts, das ganze Geld nützte nichts, alles, alles nützte nichts, nieder sinkt er, scheinbar klein wird er letztlich, und nieder kniet er sich in Delirien und fleht um die letzte Erleuchtung: um den ewigen Vater!

Nur wer um den ewigen Vater fleht, hat Aussicht, bestehen zu bleiben, kann sagen, wie Rimbaud gesagt hat: Ich bin immer!

### Das Werk von Josef Weinheber

*Josef Weinheber: SÄMTLICHE WERKE: 1., 2., 3. und 4. Band. Herausgegeben von Josef Nadler und Hedwig Weinheber. Salzburg 1954, Otto Müller Verlag. Bisher 2900 S., Dünndruck, je Band DM 17.50, als Einzelband DM 18.20.*

Josef Nadler und Hedwig Weinheber, die Witwe des Dichters, haben das Werk des Lyrikers Josef Weinheber gesammelt. Es sollen fünf Bände daraus werden, vier sind bereits erschienen, enthaltend die ersten Gedichte, die Gedichte und die Romane und die kleine Prosa. Der erste Band enthält die Frucht aus den Jahren 1913 bis 1931, darunter die Sammlungen »Ich und Du«, »Der dunkle Weg«, »Einer, der mittrank«, »Amores«, »Der einsame Mensch«, »Anna Fröhlich«, »Von beiden Ufern« und »Boot in der Bucht«. Eine schier unerschöpfliche Fülle der Themen und der Leidenschaften wird hier offenbar.

Der zweite Band umfaßt das Hauptwerk des Lyrikers, die bekannten Gedichtbücher »Adel und Untergang«, »O Mensch, gib acht«, »Zwischen Göttern und Dämonen«, »Kammermusik«, »Wien wörtlich« und »Hier ist das Wort«. Der Gipfelpunkt der Sprache ist erreicht. Manche loben das letzte Buch »Hier ist das Wort« als das reinste. Im Worte ja, doch die Dichtung hauchte den »Göttern und Dämonen« den stärksten Atem ein. In diesem Buch liegt Weinhebers Leben und Weinhebers Tod. Nichts schafft mehr Gemüt und Österreichertum und Deutschtum zugleich als dieses Werk. Die Sprache ist nicht kultiviert, aber prächtig angepackt. Dieser dritte Band ist die Essenz eines »verruhten tiefen, sich endlich erschöpfenden Lebens«. Weinheber hat es geschafft, hier im dritten Band ist es vollkommen klar. Und

darum sei über den Menschen, über die brennende hilfessuchende Glut, Verzeihen gebreitet, denn jeder hat notwendig, einen Teil wenigstens vergessen zu bekommen.

Der dritte Band bringt die drei Romane Weinhebers »Das Waisenhaus«, »Gold außer Kurs« und »Nachwuchs«. Nie war der Dichter ein Mann, der wirklich handfeste Prosa schreiben konnte. Diese drei Bücher sind durchdrungen von einer großen Liebe zur Armut, wie sie seit Jahrhunderten dort, zwischen Ottakring und Heiligenstadt, ihr unscheinbares, tödliches Dasein fristet. Selbstbiographie und Sehnsucht sind diese »Romane«, schöne für den Wiener, der in ihnen zu Hause ist, aber sicherlich fremd dem, der diese Stadt nicht kennt. Schon in St. Pölten würde sie niemand verstehen. Dazu kommt, daß sie sprachlich nicht durchhalten und es vor allem an der notwendigen Komposition mangelt.

Der vierte Band sammelt kleine Prosa, Reden, Aufsätze, Kritik und eine Anzahl Gedichte, die zu Lebzeiten des Dichters in keine Buchausgabe Aufnahme gefunden haben. Weinheber hat über die Sprache viel zu sagen gewußt. Immer wieder taten sich ihm neue Fundgruben auf, neue »Landschaften des göltigen deutschen Wortes«. In den Skizzen und Beschreibungen seiner Heimat ist ein seliger Hauch Österreicher-tum spürbar, so in »Wien, das Herz«, einer seiner schönsten Eingebungen. Stadt, Vorstadt und das niederösterreichische Weinland werden im wahrsten Sinne des Wortes liebend heraufbeschwört. In den unbekanntem Gedichten, von überallher gesammelt, ist der Bogen vom Volkslied und dem einfachen Bänklgesang bis zu Hymne und Ode gespannt. Hier ist der Blick in die Werkstatt des Sprachgewaltigen tief erschütternd und beglückend zugleich. Neben Gelegenheitsversen stehen die Zeugen einer reinen schlackenlosen Dichtung. In den Kritiken findet sich die Stelle, die von Hans Leifhelm, dem frühverstorbenen echten Talent, sagt: »Das ist die gro-

ße Kunst. Denn nur dort, wo der Mensch sichtbar wird, eben dieser Einzelne, Schwergeprüfte, der die Stimme für alle ist, nur dort geschieht von des Geistes Gnaden die Verzauberung.«

Die Gesamtausgabe scheint sich im kommenden Frühjahr zu vollenden. Die Dünndruckausgabe macht Freude, wenn man auch den Herausgebern wünschen möchte, nicht allzuviel kleinliche Sorgfalt walten zu lassen. Die vielen Anmerkungen, ob in Bleistift geschrieben oder in Tinte, abends oder morgens, sind zwecklos. Dennoch, hier wurde eine aufrechte Arbeit geleistet. Das ungeheure Wagnis, jetzt, neun Jahre nach dem Tode Weinhebers, dessen Werk in seiner Gesamtheit zu bringen, ist geglückt und darf hoch anerkannt werden. Mit besonderer Spannung und – ruhig offensichtlicher – Freude kann man den letzten Band (Briefe) erwarten.